

Für unsere Kinder

Nr. 15 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Zukunftsblüte. Von Karl Sendell. (Gedicht.) — Etwas über Menschenaffen. (Schluß.) — Meinetz Fuchs. — Der Frühling an der Grenze. Von Friedrich Müdert. (Gedicht.) — Margrütche. Von einem Feldgrauen in Flandern. — Der geizige Bauer. Chinesisches Volksmärchen.

Zukunftsblüte.

Ich weiß eine purpurne Blüte,
Die auf Wellen der Zukunft sich wiegt,
Das ist die reinmenschliche Güte,
Die Jammer und Elend besiegt.

Aus köstlichen Kelchen schwimmern
Die Fäden der weltlichen Lust,
Die frischen Blätter schwimmern
Auf silberner Flutenbrust.

Schaummöwen der Freiheit schwingen
Und kreisen glanzzerhell't,
Fern in der Tiefe verklingen
Die Klagen der sinkenden Welt.

Karl Sendell.

○ ○ ○

Etwas über Menschenaffen.

(Schluß.)

Bei ihren Spaziergängen gingen die Affen fast stets aufrecht. Ja, sie gingen mitunter in ebenso aufrechter Haltung, das heißt ohne die Hände zur Fortbewegung zu gebrauchen, eine schräg stehende Leiter hinauf und hinunter. Am Tage schliefen die Affen nie (während es ihre Verwandten im zoologischen Garten oft tun). Nach Sonnenuntergang gingen sie allein und dabei in größter Ordnung in ihre Schlafräume. Trotzdem jeder seine besondere Schlafstelle mit Decken besaß, zeigten sie doch Hang zum Nesterbau. Ein großer weiblicher Affe brachte es dabei zu einer besonderen Fertigkeit. Die Nester werden aus Ästchen und Zweigen gebaut und sehen etwa aus wie große Storch-nester. Bekanntlich bauen die freilebenden Menschenaffen sich immer Nester.

Alle Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack erwiesen sich als sehr kräftig entwickelt. Das Riechen geschah mitunter in der Weise, daß das betreffende Tier mit dem Zeigefinger über den zu riechenden Gegenstand strich und dann am Finger roch. Im Essen

waren die Tiere sehr mäßig. Die Bananen wurden von ihnen regelmäßig abgeschält; das Trinken besorgten sie, indem sie sich, wie andere Tiere, zum Wasserbehälter niederbeugten. Später gingen sie oft an die Leitung. Auffällig war ihre starke Empfindlichkeit gegen unmittelbare Sonnenbestrahlung. Wenn die Sonne ihnen zu heiß brannte, sammelten sie sich immer unter dem Sonnendach.

Interessant sind die Beobachtungen über die Lautgebung und die Ausdrucksbewegung der Tiere. Sie benutzten die Vokale a, o, u, e, i zur Äußerung ihrer Gefühlszustände. Die beiden erstgenannten Vokale wurden dabei am meisten gebraucht. Die Freude wurde zum Beispiel ausgedrückt durch ein mehrmaliges kurzes „och“. Das gewöhnliche Weinen vollzog sich in tiefen e-Lauten, bei sehr heftiger Betrübnis in hohen i-Lauten. Das Mimenspiel und die Ausdrucksbewegungen mit den Armen zeigen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit. Trauer, Freude, Angst, Begehren, Hoffnung usw. finden darin ihren berechneten Ausdruck und es ist zweifellos, daß sich die Affen besonders aus diesen Ausdrucksbewegungen über die Gefühlszustände ihres Herdengenossen informieren. Für die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksbewegungen mit Armen und Händen nur einige Beispiele. Die Geste des wiederholten Greifens mit ausgestrecktem Arm bedeutet: Heranwinken. Die richtige Winkelbewegung hingegen ist ein Zeichen hoher Ungebild. Verlegenheit äußert sich — wie beim Menschen — durch Kraxen am Kopf oder anderen Körperteilen. Das Zeichen größter Zärtlichkeit ist das Flohsuchen. Ergebenheit wird ausgedrückt durch Niederblicken unter gleichzeitiger Zulehrung des Hinterteils. Staunen kommt — wie bei uns — durch Offenstehen des Mundes zum Ausdruck. Bei Unlustzuständen kreischen die Affen laut und werfen sich wie ungezogene Kinder auf den Erdboden. Das Klaffen kommt auch bei ihnen vor. Es ist aber nicht das Zeichen der Liebe, sondern dient lediglich zur Weitergabe von gefauter Nahrung an den Nachbar. Das Lachen geschieht lautlos, das Weinen ohne Tränen. Die Affen besitzen außerdem noch eine besondere Gebärden sprache des Mundes, worauf wohl auch die Tatsache zurückzuführen ist, daß die Mundmuskulatur beim Affen viel feiner als beim

Menschen entwickelt ist. Die Bedeutung der einzelnen Mundbewegungen als Ausdrucksform für Gemütszustände ist uns erst zum Teil bekannt. So bedeutet zum Beispiel eine vorgeschobene Unterlippe Ingestlichkeit, eine fast rüffelartig verlängerte Mundform (lange Schnute) Widerwillen usw.

Beim Handeln waren die Tiere meist vornehmlich und überlegend. Natürlich gibt es auch persönliche Unterschiede im Verhalten der einzelnen Affen. Manches Tier war außerordentlich nervös, ja bekam ganz krankhafte Anfälle von Erregung. Auch die geistige Begabung war verschieden. Ein besonders intelligentes Tier war Sultan. Er war das einzige, bei dem Benutzung von Werkzeugen beobachtet wurde. Er holte einmal mit Hilfe eines Stodes sich eine Banane herunter.

Fast alles erlernen die Tiere durch Nachahmung. Das gewöhnliche auf- und zumachen der Türen war ihnen schnell geläufig. Das Verschließen hingegen erlernten sie nicht, mindestens nicht von allein. Sie wußten zwar den Schlüssel in das Schloß zu stecken, aber weiter kamen sie nicht. Durch Nachahmung haben die Affen auch das Scheuern und (wohl durch Beobachtung von spielenden Knaben) das Bockspringen gelernt. War es draußen kalt, so nahmen einige der Tiere ihre Decke mit hinaus, breiteten sie auf dem Boden aus und setzten sich darauf.

Sehr eigenartig war das Verhalten der schon genannten Affin. Während alle anderen Tiere ihre Bananen sofort nach Empfang auffraßen, verzehrte diese nur einen Teil davon, den Rest trug sie auf ihr Lager. Alle paar Stunden nahm sie sich etwas davon. Dabei ist beobachtet worden, daß sie einmal Sultan, mit dem sie ein besonders inniges Liebesverhältnis verknüpfte, die Hälfte von der gehaltenen Nahrung abgeben hat.

Den Menschen lernen die Affen nicht nur schnell kennen, sondern erkennen ihn auch nach langer Zeit sofort wieder. Auf menschliche Zurufe, zum Beispiel: „Geh hinein!“ „Komm herunter!“ lernen sie schnell in entsprechender Weise zu handeln.

Der jetzige Leiter der Anstalt, Dr. Köhler, will das Seelenleben der Affen noch genauer studieren. Die Versuche sollen nach dem Kriege auch auf Gorillas, Orangs und Gibbons ausgedehnt werden. Dann wird man zu Vergleichen der Lebensweise und Gebärden Sprache der Menschenaffen mit den Ausdrucksbewegungen und Sitten niedrigstehender Naturvölker schrei-

ten. Vielleicht gelingt es, auf diese Weise eine Vorstellung von den Ursprüngen menschlicher Daseinsformen zu gewinnen.

o o o

Reinecke Fuchs.*

Es ist ein klarer, heller Sonntagmorgen mitten im Frühling. Die Morgen Sonne brennt bereits heiß herab auf die trockene Sandlehne dort gerade gegenüber auf der anderen Seite des Flusses; aber dieser Sandhügel ist auch der einzige Fleck, wo die Sonne bis ganz auf den Erdboden hinabzubringen vermag; denn in dem steil abfallenden Gelände zu beiden Seiten erstrecken sich dichte Wälder bis zum Flusse hinunter. Früher war auch hier, wo jetzt die Sonne austreffen kann, Waldbestand; aber gerade unterhalb dieser Stelle macht der Fluß einen scharfen Bogen, und in vergangenen Zeiten, als das Wasser hier reißender floß, gelang es ihm, den weichen Sandboden zu untergraben, und die Folge davon war ein Erdsturz. Dieser riß den Wald mit sich hinab und schaffte einen offenen Platz; aber das ist nun schon so lange her, daß der Hang jetzt teilweise wieder mit Gras bewachsen und fest geworden ist. Die Sandlehne hinauf liegen ein paar Grasbänke, und hier und da wachsen sogar einige Bäume.

Hinter einer der größten dieser Bänke, ganz oben am Hang, wo die Sonne am tüchtigsten brennt, ist eine kleine Plattform angelegt, und auf ihrer Rückseite ist ein kleines rundes Loch, das gerade wegs in den Hügel hineinführt.

Born auf der Plattform liegt, die spitze Schnauze kaum merkbar auf die Grasbank vorgestreckt, Reinecke Fuchs. Er hat es sich bequem gemacht und läßt sich die Morgen Sonne auf den weichen braunen Pelz brennen. Er liegt ganz flach am Boden hingestreckt, sein großer buschiger Schwanz zeigt in einem kleinen Bogen nach hinten, die beiden Vorderpfoten gerade vorwärts — auf die eine hat er den Kopf gelegt, die andere hält er achtsam und wachsam über eine tote Krähe.

Reinecke liegt heute nicht auf der Lauer, er faulenz bloß und denkt nach.

Er findet, er hat sich vortrefflich für den kommenden Sommer eingerichtet. Schon zu Beginn des Frühling, sobald der Frost nachgelassen hatte, ist er auf den Gedanken ge-

* Aus Hans Anrud, Kropfzeug, Zwölf Geschichten. Von kleinen Menschen und Tieren. Verlag von Georg Meißner, Leipzig.

kommen, sich heuer hier niederzulassen. Und er und auch Frau Reinecke begannen sich hier einen Bau zu graben. Sie fingen unter dem großen Steine dort weit oben am Hange an, wo das Jarrenkraut ringsumher so hoch wuchs, daß niemand darauf verfallen könnte, hier ein Loch zu vermuten, und gruben von dort einen langen Gang, der weit weg unter einer mächtigen Baumwurzel wieder zutage trat; der Ausgang war so gelegt, daß man ihn von der Stelle aus, wo der Eingang war, nicht sehen konnte — falls etwa das Unglück es wollte, daß jemand sie aus dem einen Ende herauschlüpfen sähe. Es war eine schwierige Arbeit gewesen; denn oft, wenn sie gerade im besten Zuge waren, stießen sie auf eine Baumwurzel oder einen großen Stein, vor denen sie ausweichen mußten; dafür war es aber auch ein starker und sicherer Bau geworden — es konnte nichts nützen, dort hineinzuschießen.

Und mitten drin im Bau hatten sie eine große Wohnstube eingerichtet und sie richtig gemütlich und heimelig eingerichtet. Und das tat auch not; denn kaum waren sie fertig geworden, da bekam Frau Reinecke auch schon nicht weniger als vier prächtige Junge, und sie brauchten also eine geräumige Wohnung. Da war er aber auch so stolz geworden, daß er, um es für die Mutter und die Kleinen noch gemütlicher zu machen, beschloß, eine Art Söller oben auf dem Hause, gerade gegen die Sonne zu bauen; unbedenklich grub er einen Gang in den Hang hinaus hinter der Grasbank und ebnete dort einen kleinen Platz ein zum Drausliegen. Es war so ganz unglücklich wohnlich geworden — wenn schon die Frau recht hatte, wenn sie sagte, daß es ein bißchen verwegen sei, den Eingang den Leuten gerade vor die Nase zu legen und da aus und einzugehen. Aber diese trockenen Grasbänke wurden hier mitten im Sonnenbrand so rasch braun wie ihr eigener Pelz. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie jemand von der anderen Seite sehen konnte; und niemand hatte hier etwas zu suchen.

Und so fabelhaft günstig, wie dieser Platz gerade gelegen war, um den nötigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen! Die Krähen hatten ihn noch nicht entdeckt; mehrere hatten ihre Nester in unmittelbarer Nähe gebaut — das sollte eine feine Sammlung junger Krähen geben, wenn erst einige Zeit ins Land gegangen war —, und die anderen, die kein Nest hatten, schliefen die Nacht über im Gebüsch beim Flusse. Dort hatte er heute die

hier süßigt, und so verschmigt hatte er es angestellt, daß die anderen gar nichts gemerkt hatten. Einen Auerhahn und eine Auerhenne hatte er oben auf der Berghalde gehen; ein paar Lämmchen wegzuschneiden, dazu bot sich wohl späterhin im Herbst Gelegenheit, und bis dahin konnte er immer einen Hasen erhaschen, wenn er sich richtig ins Zeug legte; aber das allerbeste — drin im Gestrüpp, unten, wo der Fluß einen Bogen machte und ganz langsam floß, brüteten ein paar Enten, und Ente — das war sein und Frau Reineckes Leibgericht.

Ja, das mußte er sagen, er hatte sich gut und äußerst vernünftig und zugleich gemütlich eingerichtet — er war, wenn er es denn selber sagen sollte, ein wohlhabender Fuchs, ein Großbauer unter den Füchsen. Jetzt zum Beispiel war er bloß eine ganz kleine Weile ausgewesen, und nun lag er bereits hier und sonnte sich, mit dem Einholen des Frühstückes fix und fertig, bis Frau Reinecke die Kleinen besorgt hatte und herauskam, um es zu holen — denn die Jungen waren noch zu klein, um ausgehen zu können.

Und Reinecke blieb ruhig liegen, freute sich seines Daseins, sonnte sich und sah geradeaus über den Fluß hinweg auf die andere Seite des Tales hinüber. Dort lagen die Gehöfte in langer Reihe, mit Aclern und Wiesenland zwischendrein, wo nun das Grüne hervorzusquellen begann, und mit Vogellirchen und Birken ringsumher, die bereits in hellgrüner Blätterfülle standen. Und so still war es, denn es war ja Sonntagmorgen — obwohl der Sonntag gerade nicht immer der beste Tag für seinesgleichen war — da verfielen die Menschen gern darauf, alle möglichen Plätze aufzusuchen, wo sie sonst nie hinkamen.

Aber hierher kam wohl niemand, hier hatte er Ruhe! Das sollte ein Sommer werden!

Da mit einem Male drehte er blitzschnell den Kopf herum — es krachte im Gebüsch dicht nebenan — und — er sah zwei Knabenhöpfe zwischen den Büschen hervorgucken.

Rasch nahm er die Krähe in die Schnauze, drehte sich dicht am Boden hin um, geschmeidig wie eine Schlange, und schlüpfte in das Loch hinein, den langen Schwanz nach sich ziehend. Drin ließ er die Krähe fallen, drehte sich um und guckte vorsichtig mit dem einen Auge zum Loche heraus.

Ob sie ihn wohl gesehen hatten? Ja — sie sanken vor lauter Spannung förmlich in die Knie; ihre Augen standen weit offen und wie

runde Scheiben in ihren aufgeregten Gesichtern, und sie hielten den Atem an, genau, wie er es selber machte, wenn er einem Auerhahn auflauerte. Das kam davon, wenn man einen so langen Schwanz hatte — er war fest davon überzeugt, sie hatten nur den gesehen! Freilich war er stattlich, und um keinen Preis der Welt hätte er ihn entbehren wollen; aber zugeiten konnte er doch recht lästig sein, weil er so in die Augen fiel. Ja, nun war es wohl vorbei mit dem schönen Frieden; denn, wenn er die Menschen richtig beurteilte, und vor allem solche Jungen, so wartete seiner nun den ganzen Sommer ein anstrengendes Wachstehen.

Dort kamen sie hervor; kein Zweifel mehr, daß sie das Loch entdecken würden. Er mußte auf die andere Seite gehen und sehen, was sie unternahmen.

Er schlich in den Bau zurück, nahm die Krähe mit zu Muttern und den Kindern und bat sie, sich mäusestill zu verhalten, und darauf schlüpfte er durch den Gang hindurch und kam ein gutes Stück oberhalb unter dem großen Stein heraus, kroch flach am Boden hin auf den Rand des Hügels hinauf, versteckte sich hinter einem Busch und spähte. Natürlich, sie waren bereits am Loche und guckten hinein. Das beschäftigte sie eine gute Weile; aber sie flüsternten bloß zusammen. Dann zeigte der eine auf einen Busch nicht weit vom Loche weg, der andere nickte, und darauf krochen sie dahinter und lagen mäusestill und spähten. Sie bildeten sich offenbar ein, er hätte bloß den einen Eingang, die Dummköpfe! Was die glaubten! Sie konnten warten, bis sie schwarz wurden! Und Reinecke legte sich flach auf die Pfoten nieder und hielt die Augen fest auf den Busch geheftet, und die Knaben lagen dort hinter dem Busche, die Augen fest auf das Loch gerichtet.

So lagen sie bis zum Mittag. Da standen die Jungen endlich wütend auf.

Sie gingen erst zu dem Loche hin und guckten wieder hinein, dann ging der eine weg, schnitt sich einen langen Erdenstecken ab und begann damit in dem Loche herumzustochern und zu rufen und zu brüllen. Damit konnten sie weit kommen! Ein paar Ellen weiter drin bog der Gang im rechten Winkel zur Seite ab. Darauf versuchten sie es auf alle mögliche andere Weise: sie warfen Steine hinein und gruben mit den Händen, bis sie ganz schweißgebadet und feuerrot im Gesicht wurden. Dann redeten sie lange zusammen, und darauf blieb der eine von ihnen bei dem Loche sitzen, während der andere

eine mächtige Baumwurzel herbeischleppte. Die steckten sie in das Loch hinein und schlugen sie mit einem großen Stein fest, und dann sagte der eine: „Ja, jetzt denk' ich, sitzt er fest, bis wir wieder zurückkommen.“

Und darauf sprangen sie davon.

Reinecke blieb eine Weile ganz still auf demselben Flecke liegen und sah ihnen nach. Was sollte er nun dagegen anstellen? Sie kamen sicher wieder — wenn sie nur nicht erwachsene Leute mitbrachten oder gar Hunde! Ach nein, das sah solchen Jungen kaum ähnlich, sie behielten es wohl lieber für sich und wollten allein ans Ziel kommen.

So im Handumdrehen umzuziehen, daran war nicht zu denken, dazu waren die Kinder noch zu klein! Er mußte sich für alle Fälle mit Lebensmitteln versehen — es konnte ja sein, daß es ihnen einfiel, heute nacht hier Wache zu halten — und im übrigen abwarten, was sie weiter tun würden.

Er schlüpfte wieder in den Bau hinein, beruhigte Frau Reinecke und die Kleinen und ging dann aus, schlich hinunter an den Fluß, wo er im Gras eine Ente haschte. Nachdem er sie heimgetragen hatte, legte er sich wieder hinter dem Busche auf die Lauer.

Am Spätnachmittag sah er die Jungen wiederkommen.

Sie waren allein, aber jetzt hatten sie Spaten und Schaufel mit! Ach nein, er glaubte kaum, daß sie zwischen den Baumwurzeln mit Spaten und Schaufel weit kommen würden!

Sie zogen die Baumwurzel aus dem Loche heraus — freilich, sie hatten ihn dadrin eingefangen! — und nun begannen sie zu schaufeln und zu graben.

Aber das ging nicht so rasch; denn auf einmal saß die Schaufel in den dünnen Wurzelenden fest, und darauf mußten sie die Hände zu Hilfe nehmen. Sie zerrten und rissen, ohne jedoch die Wurzeln durchreißen zu können, und mußten nun versuchen, sie mit dem großen Schnigmesser durchzusäbeln. Sie hatten sich wohl ein paar Stunden abgeschunden und waren trotzdem nicht weiter als bloß ein paar Ellen in den Gang hineingekommen. Da hörten sie plötzlich in ihrer Arbeit auf und sahen sich verzweifelt an. Reinecke mußte wirklich grinsen; jetzt waren sie gerade bis zu dem Punkt gekommen, wo der Gang im rechten Winkel zwischen dicken Baumwurzeln nach der Seite abbog.

Sie berieten lange; dann stopften sie das Loch wieder mit der Baumwurzel zu — sie

legten sogar ein paar Steine darauf — und er hörte, daß sie von einer Art sprachen. Als sie aber fortgingen, liefen sie nicht; also dachten sie auch nicht daran, heute wieder zu kommen. Ja ja, solange trieben sie es wohl, bis sie in die Bohrstube eindrangen — und dann war er obdachlos. Er mußte irgend einen Ausweg zu finden suchen — und er schlüpfte in den Bau hinein, um sich mit Frau Reinecke zu beraten.

Diese Nacht bekam er viel zu tun. Erst ging er an den Sandhügel hinunter und grub ein neues Loch bloß ein kleines Stück in den Boden hinein, dicht neben der Stelle, wo die Jungen gegraben und die Baumwurzel eingeseht hatten, damit es aussehen sollte, als ob er wirklich eingeschlossen gewesen wäre und sich an einer anderen Stelle herausgegraben hätte. Dann ging er zum Fluß hinunter, dorthin, wo er eine Stromschnelle bildete und ebenso schmal wie feicht war, und setzte mit ein paar Sprünge über, so daß er nicht einmal zu schwimmen brauchte. Darauf ging er den Hügel hinauf bis zu einem großen Steinhaufen, der dort lag. Den kannte er — er hatte einen Gang unter dem Haufen weg, den er dazu benutzte, um im Frühling Hasen aufzulauern, die am frühen Morgen hervorkamen. Erst sah er nach, ob der Gang noch in Ordnung war. Als das getan war, begann er auch hier ein neues Loch zum Gang unten von der Grabbank aus zu graben, und schaufelte mit Willen hier die Erde um das Loch herum tüchtig auf, damit man sehen konnte, daß hier erst vor kurzem gegraben worden war. Das nahm Zeit in Anspruch, da der Boden hier fest war, und als er endlich damit fertig war, hatte er gerade noch so viel Zeit, um sich in das Dickicht hinunter zu schleichen und eine Krähe wegzuschnappen — der Tag war bereits im Anbruch.

Als er heimgekommen war, ermahnte er und Frau Reinecke die Kleinen, sich ja mäusehensstill zu verhalten — die Mutter würde gleich wiederkommen — und darauf gingen sie beide hinaus und setzten sich so, daß man sie von dort aus, wo die beiden Knaben gegraben hatten, sehen konnte.

Sie hatten nicht lange hier geseffen, als es auch schon in dem Gebüsch knackte; die Knaben kamen heraus, und jetzt hatten sie eine Art mitgebracht. Sie gingen zu dem Loch hin; die Baumwurzel lag unberührt — aber was war denn das? — Also hatte der Schelm sich wirklich in der Nacht herausgegraben!

Im selben Augenblick machte Reinecke eine rasche Bewegung und verursachte hierbei etwas

Geräusch. Sie sahen auf und wurden seiner gewahr.

„Dort!“ rief der eine.

Frau Reinecke tat, als führe sie zusammen, machte einen langen Satz in den Wald hinein, lief aber nur in einem kurzen Bogen und schlüpfte durch das Loch unter dem Steine zu ihren Kleinen in den Bau hinein.

Reinecke selbst trabte ganz langsam durch das Buschwerk, so daß sie gerade noch seinen langen Schwanz verschwinden sahen.

Sie hinterdrein.

Reinecke trabte langsam voran und paßte genau auf, daß sie immer gerade noch einen Schimmer von ihm erschäphten. Sie liefen und liefen; es ging abwärts nach dem Flusse hinunter, und dort sahen sie, wie er mit ein paar Sprüngen über das Wasser wegsetzte und darauf langsam aufwärts auf den Steinhaufen zu trabte. Sie stürzten ihm nach, daß das Wasser hoch um sie herum aufspritzte, und eben, als sie auf die andere Seite hinübergekommen waren, sahen sie ihn gerade noch in das frisch ausgegrabene Loch oben bei dem Steinhaufen hineinschlüpfen.

Wirklich, hatte der Schlaumeier sich nicht einen neuen Bau gegraben und war heute nacht umgezogen! Nur gut, daß sie rechtzeitig gekommen waren und ihn gerade noch zu sehen bekommen hatten, er war wahrscheinlich im alten Bau gewesen, um etwas zu holen.

Der eine stellte sich vor dem Loche auf als Wache, der andere lief zurück, um Axt, Schaufel und Spaten herbeizuholen.

Darauf gingen sie an zu arbeiten.

Als sie ordentlich in Gang gekommen waren, schlüfte Reinecke auf der anderen Seite des Steinhaufens wieder heraus, schlich zum Fluß hinunter und ging heim.

Nun hatte er ihnen doch Arbeit genug für den ganzen Sommer verschafft!

Und die Knaben mühten sich ab, gruben und stopften am Abend die ausgegrabenen Löcher wieder zu, um am nächsten Morgen von neuem zu beginnen, tagaus, tagein. Denn, kein Zweifel, sie hatten ihn, und hier konnte er sich nicht wieder herausgraben.

Und Reinecke Füchs saß drüben auf der anderen Seite und sah zu und amüsierte sich. Ein paar mal wurden sie doch ihrer Sache etwas unsicher und kamen herüber, um nachzusehen, ob er sie vielleicht doch genarrt hatte; aber da war keine Spur von ihm zu entdecken — Reinecke hatte sich den Lurus eines Söllers eben verfagen müssen.

Der Frühling an der Grenze.

Der Frühling in einer warmen Nacht
 Kam an die —†—sche Grenze
 Nach Deutschland wollt' er mit Bedacht
 Aus Welschland bringen Kränze.
 Herr Lenz! Habt acht!
 Der Grenzner wacht,
 Den Schlagbaum läßt er fallen
 Und seine Stimm' erschallen:
 „Wer bist du, wandernder Gesell
 Im flattrigen Gewande?
 Woher des Nachts an dieser Stell'?
 Wohin? Aus welchem Lande?
 Wie heißt du?“ — „Lenz!“
 „Ei Pestilenz!
 Herr Lenz, den Namen lasse
 Mich sehn in deinem Passe.“
 „Vergessen hab' ich meinen Paß,
 Ich habe den Paß verloren,
 Ich hab' an Pässen keinen Spaß,
 Bin ohne Paß geboren.“
 „Ganz gut, doch muß,
 Das ist der Schluß,
 Den Paß ich visieren,
 Sonst kannst du nicht passieren.“
 Da ist der Lenz des Passens satt,
 Er greift in seine Tasche
 Und wirft ein grünes Lindenblatt
 Dem Böllner zu: „Da hasche!“
 „Was ist denn das?“
 „Das ist mein Paß.“
 Der Böllner ist überfichtig
 Und meint, der Paß sei richtig.
 „Sag' an, ich kann's im Paß nicht sehn,
 Was ist der Zweck der Reise?“
 „Der Zweck ist, zwecklos zu besehn
 Das Land auf meine Weise.“
 „Und was ist, zeig',
 Dein Nahrungszweig?“
 „O, es sind deren viele,
 Auf kurzem und langem Stiele.“
 Die grünen Zweig' in aller Welt,
 Die lieb' ich für mein Leben,
 Bin auch als Gärtner angestellt,
 Doch zieh' ich Blumen nur eben.“
 „Du solltest im Feld
 Kohl ziehn fürs Geld
 Und fein zu Markt ihn bringen,
 Die Steuern zu erschwingen.“

„Ich war beständig steuerfrei,
 Und die mich so belehnten
 Mit meinem Gut, bedungen dabei
 Sich nur von Blumen den Zehnten;
 Den geb' ich gern
 Auch euch, ihr Herrn.
 Kohl pflanz' ich nicht, mein frommer
 Better tut das, der Sommer.
 Doch treib' ich auch eine Handelschaft,
 Ich führe hier im Täschchen
 Fläschchen voll allerlei Blumenjaft,
 Da riech' einmal das Fläschchen!“
 Der Grenzner niest,
 Das ihn verdrießt:
 „Tabak riecht angenehmer;
 Zum Teufel, Balsamkrämer!“
 „So habt Ihr keine Freude gar
 An allen lenzlichen Dingen?“
 „O ja! Gern hört' ich einen Star
 In meinem Käfig singen.
 Ich darf nicht raus
 Aus meinem Haus,
 Kann also keinen mir fangen.“
 „Da tu ich dein Verlangen.“
 Der Grenzner spricht: „Mein lieber Wicht
 Bist auch ein Vogelsteller?“
 Der Frühling spricht: „Warum denn
 Es fängt sie niemand schneller. [nicht,
 Ich fange nie
 Mit Netzen sie,
 Die Vöglein sind mein eigen,
 Auf allen grünen Zweigen.“
 Er setzt' ein Pfeiflein an den Mund
 Und blies darein mit Mächten;
 Da taten sich tausend Vöglein kund,
 Die in der Nacht erwachten.
 Der Grenzner stutzt:
 „Herr, das benutzt!
 Wenn Ihr Euch Müh wollt' geben,
 So könnt' Ihr davon leben.
 Wir haben hier schon lang gesucht,
 Ein Mittel zu erfinden,
 Der Vöglein ungezähmte Zucht
 Für unsre Sache zu gewinnen.
 Die Kunst besitzt
 Ihr, seh' ich ist,
 Die Vöglein dahin zu bringen,
 Nach Eurer Pfeife zu singen.“

Seid uns willkommen, tretet ein
In unseres Reiches Grenze!
Besucht Euch nicht mit Kindereim,
Verst von Euch Eure Kränze,
Meldet Euch frei
Der Polizei,
Und wollt zum Angedenken
Mir auch ein Stärlein schenken."

Friedrich Rückert.

Margritthe.

Von einem Feldgrauen in Flandern.

Wißt ihr, wer Margritthe ist? Nein? Nun, so tröstet euch! Vor zwei Wochen habe ich's auch noch nicht gewußt, und doch sind wir heute schon gute Freunde. Ich darf sogar mit Margritthes Eltern gemeinsam am Tische speisen, ohne daß sie gleich die Flucht ergreift, wie das ansfangs regelmäßig geschah. Sie wird wohl noch ein wenig rot, wenn ich sie anschau, aber das hat nicht viel zu bedeuten. Wir sind so gute Freunde, wie das die Kürze der Zeit eben zuläßt. Man muß sich hier nämlich ranhalten, wenn man mit jungen Damen Bekanntschaft schließen will. Die Zeit eilt schnell, und wer weiß, ob man in einer Woche noch am Ort und in deren zwei noch am Leben ist.

Nun werdet ihr aber auch wissen wollen, wer Margritthe eigentlich ist? Margritthe ist die ehrfame Tochter eines freundlichen Eisenbahners in Flandern und seiner ebenso ehrfamen Ehefrau. Seit sechs Monaten warten die guten Leute vergeblich auf die Rückkehr der belgischen Eisenbahnbehörde. Außerdem aber ist Margritthe noch ein herziger, pausbäckiger Blondkopf im stattlichen Alter von drei Jahren und sagt immer „Duitschmann“ zu mir.

Wie ich ihre Bekanntschaft machte? Sehr einfach. Ich — man nennt sich im Kriege immer zuerst — und ein anderer Kriegsmann kamen eines schönen Tags — es regnete wie immer — zu Margritthes Eltern als unerbetene Gäste hereingeschneit. Wir hatten wochenlang „vorn“ gelegen, wo man durch tiefen Schlamm wadet, wo die Kugeln pfeifen, die Granaten plazen und man sich mit den Ansprüchen eines Wilden an Wohnung und Körperpflege begnügen muß, kurz: wir kamen von der langgedehnten Schlachtfront am Yserkanal. Nun sollten wir für kurze Zeit Ruhe haben, um Körper und Geist in eine kultivierte

Verfassung zu bringen und dann — das blutige Handwerk von vorn beginnen.

So also kamen wir zu Margritthes Eltern, wünschten ein Zimmer oder doch einen trockenen, gedeckten Raum, womöglich auch ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle und dergleichen schöne Dinge. Alle unsere Wünsche freilich wurden nicht wahr — eine Stube aber haben wir bekommen, dazu ein Bett und eine Matratze. Tisch war nur einer im ganzen Hause, und den braucht die Familie in der Wohnküche. An diesem Tische sitzen wir oft mit Margritthes Eltern, und hier machte ich meine Eroberung.

Unsere Bekanntschaft begann wie bei einer richtigen Backfischliebe mit einem Stückchen Schokolade, führte über eine Kuchenprobe — der Kuchen war von zu Hause von Muttern — und wurde schließlich durch eine regelrechte Kommibrotflulle, mit Speck belegt, als Freundschaft besiegelt. Jetzt kommt Margritthe fast immer an den Tisch, wenn die Duitschmanns daran sitzen, und sie probiert gar nicht ungerne von den Genüssen, die zwar für einen deutschen Soldatenmagen, nicht aber für ein flämisches „Meische“ (Mädchen) berechnet sind. Margritthes Mutter meint zwar, unser Brot sei zu sauer, Margritthe aber beißt wacker hinein. Abends, wenn ich schlafen gehe, reicht sie mir tapfer ihr dralles Patichhändchen und sagt: Slap well, Duitschmann! Scheint an einem Tage ausnahmsweise einmal die Sonne, geht sie wohl auch mit mir spazieren, um den neidischen Freundinnen ihre „Eroberung“ vorzuführen.

Die Eltern merkten bald, daß die „Duitschmanns“ ihrem Herzblättchen nichts antaten, und duldeten diesen freundschaftlichen Verkehr der „feindlichen Nationen“. Denn trotz dem Kriege haben die Völker ja nirgends Feindschaft miteinander und haben den Krieg auch gar nicht gewollt. Freilich sind Margritthes Eltern von unserem Besuch keineswegs erbaut. Das kann man auch billigerweise gar nicht von ihnen verlangen. Die ausgebrungene Einquartierung ist eine ziemliche Last. Wir „feindliche Soldaten“ lassen ihnen dafür einige kleine Vorteile zukommen. So zum Beispiel genießen sie mit an dem Leuchtöl und den Kohlen, die wir für unseren Bedarf besorgen, und das sind Dinge, die zurzeit für den Einwohner Belgiens schwer zu haben sind. Sie genießen auch von unseren reichlich bemessenen Brotrationen, und schließlich fällt für den Hausvater auch etwas Rauchbares ab. Natürlich

würden die Leute das alles viel lieber aus eigenen Mitteln beschaffen, aber da augenblicklich keine Arbeit zu haben ist, so ist auch das Geld recht knapp. Manche Waren sind übrigens auch um Geld nicht zu haben. So versuchen wir eben, einander diese schreckliche Zeit so erträglich wie möglich zu machen.

Margritche weiß glücklicherweise von allen diesen Dingen so gut wie nichts. Ihr Herzchen ist ungetrübt bei all der Trübsal, die der Krieg über das unglückliche Land gebracht hat. Wir verstehen uns recht gut, auch wenn das Weische nur slawisch spricht, mit einigen französischen Brocken untermischt. Was die Sprache nicht auszudrücken vermag, sagen die Gebärden, und die sind nicht anders als bei jedem gleichalterigen deutschen Blondkopf. Sie ist genau dieselbe werdende Menschenknospe wie unsere Kleinen in Deutschland und teilt mir alle ihre Freuden und Leiden — mitunter heult sie auch — getreulich mit. Uns Soldaten aber in unserem harten, unfreiwilligen Beruf ist dieser freundschaftliche Verkehr mit Menschen, denen wir wehe tun müssen, und mit dem kleinen Margritche eine gute Vorbedeutung, daß die Völker trotz des Krieges sich wieder verstehen lernen und einander nahe kommen müssen. Auch als Soldaten vergessen wir nicht, daß wir Arbeiter sind, die in allen Armen und Unterdrückten der ganzen Welt, ebenso in „Feindesland“, ihre Brüder und Schwestern sehen.

f. s.

o o o

Der geizige Bauer.

Chinesisches Volksmärchen.

Es war einmal ein Bauer, der führte Birnen nach dem Markt. Weil sie sehr süß und duftend waren, hoffte er einen guten Preis dafür zu bekommen. Ein Bonze* in zerrissener Mütze und zerlegten Kleidern trat an den Wagen heran und bat um eine. Der Bauer wies ihn ab, doch der Bonze ging nicht. Da wurde der Bauer böse und begann ihn zu beschimpfen. Der Bonze sprach: „In Eurem Wagen habt Ihr viele hundert Birnen. Ich bitte Euch ja nur um eine. Das bringt Euch doch nicht großen Schaden. Warum werdet Ihr gleich so böse?“

Die Umstehenden sagten, er solle ihm doch eine der geringeren geben und ihn gehen lassen. Aber der Bauer wollte durchaus nicht. Ein Handwerker sah es von seinem Laden aus, und

weil ihm der Lärm lästig war, so holte er Geld, kaufte eine Birne und gab sie dem Bonzen.

Der Bonze bedankte sich und sprach: „Unserer, der die Welt verlassen hat, darf nicht knickrig sein. Ich habe schöne Birnen und lade Euch alle ein, mitzuesse.“ Es sagte einer: „Wenn du Birnen hast, warum ist du denn nicht deine eigenen?“ Er sprach: „Ich brauche erst einen Kern zum Stecken.“

Damit begann er die Birne schmahend aufzuesse. Als er fertig war, hielt er einen Kern in der Hand, nahm seine Hacke von der Schulter und grub ein Loch von ein paar Zoll. Er steckte den Kern hinein und bedeckte ihn mit Erde. Dann verlangte er von den Marktleuten warmes Wasser, um ihn zu begießen. Ein paar Neugierige holten in einer Straßenerberge warmes Wasser, und der Bonze begoß damit den Kern. Viele Augen waren auf die Stelle geheftet. Schon sah man einen Keim herauskommen. Allmählich wuchs er und war im Augenblick zu einem Baum geworden. Zweige und Laub sproßten hervor. Er blühte, und alsbald waren die Früchte reif: lauter große, duftende Birnen, die in dichten Mengen am Baum hingen. Der Bonze stieg auf den Baum und gab sie den Umstehenden. Im Augenblick war der Baum leergeessen. Da nahm er seine Hacke und hackte den Baum ab. Krach, krach ging es eine Weile, da war er ab. Er nahm den Baum auf die Schulter und ging mit gemächlichen Schritten weg.

Als der Bonze seinen Zauber hatte spielen lassen, da hatte auch der Bauer sich unter die Zuschauer gemischt. Mit langem Hals und stieren Augen hatte er dagestanden und seinen Birnenhandel ganz vergessen. Als der Bonze weg war, da sah er sich nach seinem Wagen um. Die Birnen waren alle fort. Da merkte er, daß, was jener verteilt hatte, seine eigenen Birnen gewesen waren. Er sah näher zu, da fehlte an dem Wagen auch die Deichsel. Man konnte ganz deutlich sehen, daß sie frisch abgehackt war. Er wurde aufgebracht und lief, so schnell er konnte, dem Bonzen nach. Als er um eine Ecke kam, lag das fehlende Stück der Deichsel unten an der Stadtmauer. Da merkte er, daß der abgehackte Birnbaum seine Deichsel war. Der Bonze aber war nirgendwo zu finden. Und der ganze Markt brach in lautes Gelächter aus.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Alara Jettin (Zumbel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Trutz u. Verlag J. G. W. Nees Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.

* Bonze, ein buddhistischer Mönch.